kuras, und er zog seine Jacke aus. „Komm, zieh die Jacke an.“ Sie zog sie gehorsam an, und sie sah in der viel zu großen und viel zu weiten Jacke mit ihrem kurzen blonden Haar und dem schmalen Gesicht wie ein schmächtiger, halbwüchsiger Junge aus. Sie tat ihm plötzlich leid, und er wollte ihr etwas Nettes sagen. Aber ihm fiel nichts ein. Er fühlte sich zerschlagen und müde und zum Heulen traurig.

„Du mußt jetzt heim“, sagte Lukas. „Sie merken sonst, wie lange du fort warst.“ Das Mädchen zuckte die Achseln. Es sollte mutig aussehen, aber es war nur hilflos.

Sie kamen aus den Anlagen und gingen durch leere stille Straßen. Es war sehr kalt, und Lukas fror in seinem Pullover. Sie sprachen nicht. Es wurde immer heller. Im kalten und garten Morgenlicht schienen die Gasflammen der Straßenlaternen matt und trübe. Im Osten begann ein roter Streifen zu glühen. Lukas ging schnell. Sie konnte ihm nicht folgen; sie lief fast neben ihm her, wie ein Hund hinter seinem Herrn. Sie hielt ihre Baskenmütze in der Hand, und ihr Gesicht sah blaß und müde und ganz schmal aus. Sie bogen in eine neue Straße ein. Vor einem der Häuser hielt ein Milchwagen. Große Milchkannen wurden abgeladen. Die Schritte der beiden hallten laut und einsam gegen die Mauern.

Nach einer Weile blieb das Mädchen vor einem der Häuser stehen. Sie stand vor Lukas, seine Jacke über dem hellen Kleid. Lukas hatte plötzlich Mitleid mit ihr, wie sie vor ihm stand, und gleichzeitig wunderte er sich, daß nichts mehr von jenem traurigschönen Gefühl von Leere und Gleichgültigkeit war in ihm, und er sehnte sich nach seinem kleinen Zimmer, er wollte jetzt allein sein.

Das Mädchen hatte seine Jacke ausgezogen. Sie schloß die Haustür auf und blieb in der Tür stehen. Als Lukas ihr die Hand gab, zog sie ihn mit sich in den Hausflur. Sie standen sich jetzt im Halbdämmer des Hausflurs gegenüber. Es roch hier stark nach frischer Oelfarbe und nach Holz. Lukas fühlte, wie ihre Arme sich um seinen Nacken legten. Er sah den Mund des Mädchens vor sich, es war ein blasser hilfloser Kindermund, ein Mund zwischen Weinen und Lächeln. Lukas dachte daran, wie noch vor einigen Stunden ihn jedesmal ein jäher kalter Schauer überlief, wenn sie sich in der Dunkelheit beim Gehen zufällig mit den Schultern berührten. Als sie sich jetzt küßten, zaghaft und ungeschickt, spürte er einen Augenblick lang, wie ruhig sein Herz schlug, und er fühlte sich betrogen um etwas Schönes. Ihm war elend zumute. Das Mädchen legte ihre Arme enger um seinen Hals. Ihre Lider waren geschlossen. Oben, im Dunkel des Treppenflurs wurde eine Tür zugeschlagen. Der Fahrstuhl brummte. „Du mußt gehen, Lukas“, sagte sie, und sie drückte sich dabei dicht an ihn. Sie küßten sich, und Lukas fühlte, daß sie zitterte. Er wollte sie noch einmal küssen. „Nicht!“ sagte das Mädchen. — „Ich geh' schon“, sagte Lukas. Das Brummen hörte auf. Eine Tür ging. Aus dem Dämmer des Flurs kamen jetzt Schritte. Sie fuhren erschrocken auseinander. „Ich geh' jetzt“, sagte Lukas rasch, und er sah dabei das Mädchen nicht an. „Ja, du mußt gehen, Lukas. Auf Wiedersehen.“ — „Auf Wiedersehen“, sagte Lukas und versuchte das Mädchen nicht anzusehen. Als er schon aus der Tür getreten war, fiel ihm ein, daß er noch etwas sagen wollte. Etwas Wichtiges und Entscheidendes. Aber es war jetzt zu spät. Sie war hinter der Tür stehen geblieben, sah Lukas über die Straße gehen, und sie hoffte, daß er sich noch einmal umwenden würde.

Lukas schlenderte über die Straße, die Jacke über die Schulter geworfen. Er machte große und energische Schritte. Es war unterdessen hell geworden. Die ersten Straßenbahnwagen fuhren leer und klirrend vorüber. Lukas schlenderte nach Hause. Er blieb vor den gewaltigen Spiegelscheiben eines Autogeschäftes stehen und sah sich die Wagen genau und lange an. Als er um die nächste Straßenecke bog, erblickte er einer Mann mit heißen Würstchen. Lukas fiel ein, daß er seit gestern nachmittag nichts Richtiges gegessen hatte, außer dem verdammten Eis. Er kaufte sich ein paar Würstchen, und er aß sie unterwegs. Als er gegessen hatte, fühlte er sich viel wohler. Zu Hause öffnete er leise und geräuschlos die Wohnungstür. Er schlich über den dunklen Flur, am Schlafzimmer der Eltern vorüber, in sein Zimmer. Er war zu müde, um sich auszuziehen. In Schuhen und Anzug warf er sich aufs Bett. Er schlief sofort ein.

Thedel Unverfeert

Einer Sage nacherzählt von Eilhard Erich Pauls

Thedel von Walmoden hieß er und besaß das feste Haus Lutter, das unter dem Barenberge lag. Doch weil der Ritter keinen, aber auch keinen, nicht Tod noch Teufel fürchtete, so nannten sie ihn Thedel Unverfeert. Und seit er auf seinem schwarzen Teufelspferde den Herzog Heinrich, der im heiligen Lande weilte und verloren gegangen war, wieder auffand und nach Braunschweig zur Herzogin brachte, gerade noch rechtzeitig, um deren neue Heirat zu verhindern, war er bei den Herrschaften gut angeschrieben. Das schwarze Pferd aber hatte Thedel einst beim Würfelspiel dem Teufel abgewonnen. Bloß, daß er beileibe niemals verraten dürfte, wie er zu dem Rappen gekommen wäre. Denn sonst —, aber Thedel fürchtete sich vor Tod und Teufel nicht.

Er hätte sich doch vor seiner schönen Base Gertrud ein wenig fürchten sollen. Oder war hier wirklich seinem Mute die Grenze gesteckt? Jedenfalls behauptete es die schöne Base, von der Thedel lachend sagte, daß sie den Teufel im Leibe habe. Es war nämlich so gewesen, daß die Base ihre beiden schönen Augen sehr merkbar auf den tapferen Vetter, der das Haus Lutter besaß, geworfen hatte. Aber er heiratete sie trotzdem nicht, worüber die Liebe der Base kalt ward. Und nun kam die schöne Gertrud von Walmoden an den herzoglichen Hof zu Braunschweig, sowohl der Frau Herzogin Ehrendame als auch des Herzogs deutlich Begünstigte. Alles in Ehren, aber den Teufel hatte sie im Leibe, behauptete Thedel. Sie jedoch lag dem Herzog in den Ohren, der Thedel sei dennoch ein Angsthase. Denn warum? Sonst hätte er sie geheiratet.

Und nun sollte Herzog Heinrich die Probe stellen und einmal des Morgens eine Feder, eine kleine, weiße Bettfeder, in seinem Barte lassen. Die Höflinge könnten vorher Bescheid erhalten, so würde nur Thedel Unverfeert beim Frühmahl versuchen, ihm die Feder aus dem Bart zu zupfen. Der Herzog aber solle zubeißen, er solle Thedel in die Hand beißen, er sähe dann das Weitere und wüßte bald über die angebliche Unverfeertheit Bescheid. Denn die Geschichte mit dem Rappen, dem Teufelspferd, das der Ritter beim Würfelspiel gewonnen, sei nur ein Märchen.

Herzog Heinrich tat, was seine schöne Dame verlangte, und Thedel fiel auch richtig darauf herein. Er rupfte die Feder aus dem Bart. Aber wie der Herzog zubeißen wollte, gab Thedel ihm eine Ohrfeige. Sie sprangen alle entsetzt vom Tische auf und griffen nach den Schwertern. Sie wurden alle bleich vor Schrecken und rot vor Zorn, denn mit Heinrich, den sie den Löwen nannten, war eigentlich nicht zu spaßen.

„Sind Euer Gnaden ein Hund geworden, daß Ihr mich beißen wollt?“ fragte Thedel und blies die Federn von seinen Fingern.

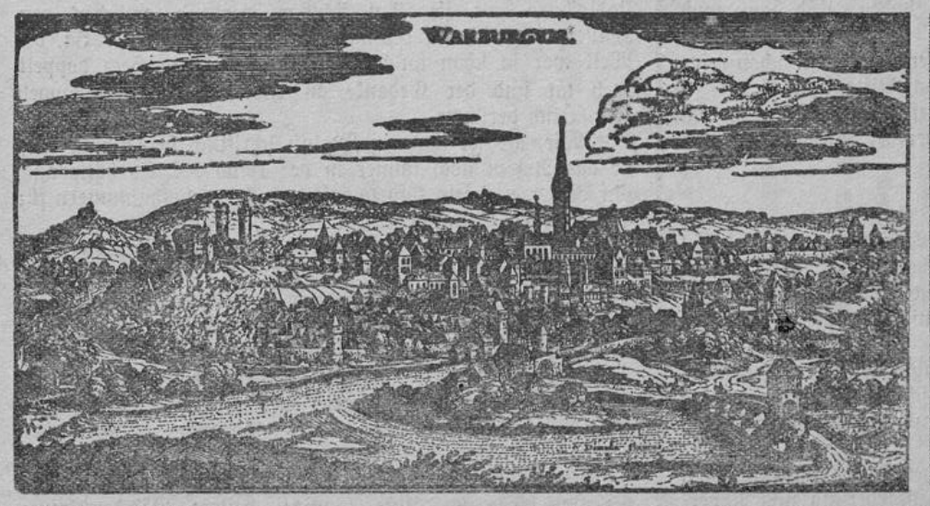
Da lachte ja der Herzog. „Du kannst mir glauben, Thedel“, sagte er, „daß kein anderer ungestraft mich so hätte behandeln dürfen. Aber so geht's, wenn man auf Frauenzimmer hört.“

So war Thedel und behielt seinen Namen. Dennoch merkte er, daß der Herzog ihn nicht mehr so gern wie früher sah. Der Löwe meinte, gut wäre es für einen Ritter, sich vor Tod und Teufel nicht zu fürchten, aber seinen Herrn, den müßte er doch ein wenig mehr achten. Doch das war dem Thedel schließlich auch gleichgültig. Er bestieg seinen Rappen, das Teufelspferd, und ritt gen Preußen, dort mit den Herren vom Deutschen Orden gegen die Heiden zu kämpfen. Das besorgte er dann so, daß er mitsamt seinem Teufelspferd weit und breit gerühmt wurde.

Da wollte der Hochmeister wissen, wie Thedel zu solch einem Pferde gekommen wäre, und gebot ihm bei seiner Gehorsamspflicht, ihm das zu sagen. Drei Tage Bedenkzeit erbat sich der Ritter. Das aber nicht, weil er sich fürchtete. In diesen drei Tagen hat er dem Ordenspriester gebeichtet, hat Buße getan, wie vorgeschrieben, und hat das heilige Abendmahl genommen. Dann hat er es dem Hochmeister gesagt.

Nun wußte er, was kommen würde. Nach drei Tagen starb er. Aber noch seine Seele, wie sie den Körper verließ, lachte den Teufel aus, der nun natürlich betrogen war.

Warburger Warte



Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 23 | 20. März 1937 | 11. Jahrgang

Abseits der lauten Straßen

Roman von Fritz Hantzer

Urheber-Rechtsschutz: Drei Quellen-Verlag, Königsbrück (Bez. Dresden)

18. Fortsetzung

In die Sprechstunde einer ärztlichen Person ging man nur dann, wenn man eines ärztlichen Rates bedurfte. Es aus anderen Gründen zu tun — etwa deshalb, um mit der ärztlichen Person ein unter anderen Umständen nicht mögliches Beisammensein zu haben —, war nicht nur schicklich, sondern war offener Betrug

Betrüger sind Sünder. Einer Sünde um seiner Liebe willen wollte sich aber Johannes Gesenius nicht schuldig machen. Und so war er der Sprechstunde Evas bisher ferngeblieben, so stark seine Sehnsucht nach ihr auch gewesen sein mochte.

Aber nun war es so weit, daß ein Betrug nicht mehr in Frage kommen würde; denn Johannes litt seit Tagen an Schlaflosigkeit, an Appetitlosigkeit. Er fühlte einen dumpfen Druck hinter den Schläfen und hatte ein heißes Brennen in den Augen.

Gewiß: er hätte den männlichen Berater in Leibesnöten aufsuchen können. Und es waren ihm auch wirklich Bedenken aufgestiegen, ob er als Mann, noch dazu als Geistlicher, in die Sprechstunde einer Ärztin gehen dürfe. Man lebte ja zudem in Weislingen und hatte die Pflicht, die Grenzen, die für diesen Ort erlaubt waren, nicht zu überschreiten, wenn man nicht auf die schwarze Liste gesetzt werden wollte.

Aber schließlich überwand Johannes alle Bedenken mit zwei Begründungen. Einmal sagte er sich, daß er dem Vorgänger Evas, ihrem Onkel, die Grabrede gehalten hatte, also gewissermaßen zu der Familie der Ärztin in persönlichen Beziehungen stand. Und dann war er ja doch auch gelegentlich des Koffertragens mit Eva selbst in Berührung geraten, und er stellte sich vor, daß sie es ihm übelnehmen würde, wenn er nun die Konkurrenz in Nahrung setzte.

Es ging also wohl einfach gar nicht anders, daß er ihren Rat in Anspruch nahm.

So kleidete sich denn Johannes mit besonderer Sorgfalt, befragte den Spiegel wiederholt über sein Aussehen und trat den Weg in die Roßgasse zur Nachmittagssprechstunde — weil er sie weniger stark besucht glaubte als die Sprechstunde am Vormittage — an dem Tage an, an dem Eva das über Dr. Beltz im Umlauf befindliche Gerücht in Erfahrung gebracht hatte. Klopfenden Herzens und bedrängten Sinnes —

Das Fräulein Doktor sei noch nicht von einer Fahrt über Land zurück, erklärte Rosalie dem „Patienten“. Und ob er warten wolle, bis das Fräulein Doktor käme?

Gewiß, er wolle warten. Johannes versicherte das erleichterten Gemüts, wie jemand, dem man eine Galgenfrist gewährt.

Das bunte Wartezimmer bot ihm nicht die von Anton Ölschläger beabsichtigte Kurzweil. Es bewirkte auch nicht, daß er seiner Leiden vergaß oder sie wenigstens in Milderung empfand.

Er glaubte vielmehr feststellen zu können — obwohl er die aberhundert Bilder an den Wänden betrachtete —, daß der Druck hinter den Schläfen an Stärke zunahm und das Brennen in den Augen zu einer Qual zu werden begann.

Sein Ohr lauschte gespannt auf die Geräusche, die der anrollende Wagen des Riedwangerlepps erzeugen mußte. Er trat wiederholt an das Fenster, öffnete es vorsichtig, um sein Gehör in eine weitere Ferne spannen zu können. Und über diesem erregten Warten verging die erste Viertelstunde. Und verging die zweite Nun war es schon 5 Minuten über ½4 Uhr, und Eva blieb immer noch die Erwartete.

Rosalie lugte ins Zimmer. Es scheine ihr, als ob etwas an Abhaltung passiert sei, sagte sie, und vielleicht wäre es angebracht, wenn der Herr Vikar zu gelegener Zeit vorspräche, um so mehr, da dem Herrn Vikar doch das Warten zu langweilig werden müßte.

O nein, gar nicht langweilig, und er wolle gern noch länger warten.

Endlich, kurz vor 4 Uhr, erreichte die Geduldsprobe Johannes' ihr Ende.

Eva kam. Nicht im Korbwägle. Zu Fuß. Im erregten Schritt eilte sie an dem Fenster des Wartezimmers vorüber.

Herr Johannes stand von seinem Warteſtuhl auf und trat mitten ins Zimmer, des Augenblicks gewärtig, in dem Eva die Tür öffnen und ihn zu sich in das Sprechzimmer bitten würde.

Zunächst hörte er aber im Flur gedämpft klingende Rede und Gegenrede, verstand indes kein Wort von der erregt geführten Unterhaltung.

„Bleiben S' spät, Fräulein Doktor! Ich glaubte schon, des alten Esels Schimmel hätte sich einen Spaß mit Durch-

gehen oder ähnlichem gemacht."

„Nein!" Hart und kurz. Sie zog den Staubmantel mit hastigen Bewegungen aus, setzte den Hut ab und ordnete ihr Haar vor dem Garderobenspiegel. „Einen Schluck Wein, bitte! Mir ist elend, Rosalie. Ich sehe ja auch erbärmlich aus. Etwas Farbe möchte ich wenigstens haben. Und dann muß ich gleich wieder fort."

Zunächst wäre mal ein Patient da, der schon eine Stunde warte. Außerdem warte das Mittagessen.

Das auf sie wartende Mittagessen erledigte Eva mit einer kurzen Handbewegung. Und wer der Patient sei.

„Der Herr Vikar."

„Wer?" Grenzenloses Staunen.

„Nun eben der Herr Vikar."

„Ausgerechnet jetzt, heute! ... Mein Gott, er soll dahin gehen, wo der Pfeffer wächst. Ich habe keine Zeit. Und so todsterbenskrank wird er ja wohl nicht sein."

„Aber Sie können ihn doch nicht einfach fortschicken. Das verdirbt die Kundschaft."

„Allerdings. Ich darf ihn nicht bitten, gelegentlich wiederzukommen. Aber dann nur schnell. Ich werde seine Leiden summarisch erledigen ... Und inzwischen das Glas Wein, Rosalie."

... Nun war es endlich für Herrn Johannes so weit. Die ersehnte Tür tat sich auf. Die Aufforderung zum Näbertreten erfolgte ... Aber des weiteren kam der Vikar nicht mehr auf seine Rechnung. Zwar bat Eva sehr höflich, ihr langes Ausbleiben entschuldigen zu wollen. Zwar erkundigte sie sich mit derselben Höflichkeit, wo es fehle ... Aber sie hörte dem langatmigen Leidensbericht mit offenbarer Ungeduld, die Stirn leicht krausend, als hege sie einige Zweifel, zu, trug überhaupt in allem eine nervöse Hast zur Schau und schien bemüht, die Konsultation auf dem schnellsten Wege zu beenden.

Johannes wußte sich bedrängt, kam nur bis zur Appetitlosigkeit. Vom Schläfendruck und vom Augenbrennen war überhaupt keine Rede mehr.

Und das Fräulein Doktor fühlte weder den Puls, noch benutzte sie das Hörrohr oder sonst ein ärztliches Instrument. Keine näher auf den geschilderten Zustand des „Kranken" eingehende Frage.

Nur einen langen prüfenden Blick richtete Eva auf das Gesicht ihres Patienten. „Alter Freund!" hätte dieser Blick bedeuten können, von einem kleinen Lächeln und einem Drohen mit erhobenem Finger begleitet.

Und Johannes Gesenius wußte, daß er diesen Blick in seinem ganzen Leben nicht vergessen würde, genau so nicht vergessen wie jenen Tag, jene Stunde an dem hellen Aprilvormittag, an dem er Eva zum ersten Male gesehen und er, ihren Koffer tragend, an ihrer Seite durch Welflingens Gassen gegangen war. Diesen Blick des sich Erkanntwissens! ...

Ein kleines Lächeln, halb belustigt anmutend, halb einem bedauernden Mitleid gleichend, glitt über ihr ernstes Gesicht, als sie, über den Rezeptblock geneigt, Johannes Gesenius ein Tränklein verordnete, damit wenigstens der Schein gewahrt würde und der um seine Hoffnungen Betrogene, ohne sich beschämt zu wissen, von dannen ziehen konnte.

Schade, daß ich ihm nichts verschreiben kann, das sein Herz heilt, dachte sie, als sie ihren Namen unter das lange Rezept setzte.

Sie wandte sich Johannes zu und reichte ihm den schmalen Zettel. „Bitte Herr Vikar! Und im übrigen seien Sie ganz unbesorgt. Es handelt sich um eine vorübergehende Störung, um eine kleine Indisposition, die wir schließlich alle einmal durchzumachen haben. Sie wird in kürzester Zeit behoben sein ... Und ein Rückfall ist nicht zu befürchten. Gelt, wir verstehen uns, Herr Vikar."

Sie erhob sich mit einer hastigen Bewegung. „Ich habe einen dringenden Besuch vor. Verzeihen Sie, wenn ich Sie halb hinauswerfen muß."

Ein herzliches Lächeln zeichnete gütiges Verstehen in ihre schönen Züge. Sie reichte Gesenius die Hand. „Werden Sie bald gesund, Herr Vikar!"

... Johannes Gesenius schritt leicht taumelig die Roßgasse hinab. Ein loser Maiwind, ein fächelndes, spöttisch bewegtes Lüftle, wehte seinem Gesicht entgegen. Wärme und Weiche hauchte es. Und die lachende Maisonne kleidete die ganze Roßgasse in Gold. Junges Grün schmückte die Kleinstadtgärten, wo sie, ihm sichtbar werdend, zwischen den Häusern eingeschaltet bis zur Straße vorstießen ... Ja, die Welt war so schön im Mai! Daß einem das Herz doppelt weh tat und der Gedanke an etwas Verlorenes doppelt schmerzlich berührte.

Wie, als sei ihm ein Verlust schriftlich beglaubigt, trug er das Rezept noch immer in der Hand ... Es hätte auch ein Liederzettel sein können mit den Gesangbuchnummern für den nächsten Sonntag.

Morgen war ja Sonntag. Und morgen gab es einen Sonntagnachmittag ... Ein Gedanke des Ausgleichs, der versöhnenden Schicksalsgestaltung floß durch den Sinn Johannes'.

... Das Dorle würde ihn nicht schnell abfertigen und ihn mit einem vorgeschützten „dringenden Besuch" vor die Tür setzen. Er hatte das Dorle seit langem, seit jenem unglückseligen-glücklichen Koffertragen, vernachlässigt. Ihr Schachbrett würde längst warten ... Sie selbst auch ... Ihr Lachen klang in sein Ohr, wenn sie ihn mit einem klugen Zug in die Enge trieb und seinen König in Gefahr brachte ... Und ihre Stimme hörte er. Ihre sonnige, heitere Mädchenstimme. „Nu passen S' auf, Herr Vikar! Gleich sag' ich Ihnen an, daß ich Sie matt gesetzt."

Johannes Gesenius lächelte. Noch etwas von Bitterkeit überflutet. Aber in der Hauptsache schon ... Gesundung ankündend.

Des Rezeptes bedurfte er nicht mehr. Er formte es zu einem Kügelchen und warf es auf die Gasse. Der Maiwind trieb es ein Stückchen vor ihm her ... Irgendwo blieb es liegen. Der nächste Regen würde es seiner Auflösung entgegenführen. Dann war alles vorüber ... Und niemand wußte etwas von diesem Rezept und von der „Krankheit" Johannes'.

Auch das Dorle nicht! —

*

Mit schweren Füßen stieg Eva Bruckner die Treppe im Wribbelschen Hause hinan. Dunkle Wirrnis zerquälte ihren Sinn. Vor Bangigkeit zitterndes Überlegen und Fragen marterte ihre Gedanken.

Wie würde sie es ihm nur sagen! Was würde er ihr antworten! Würde er ihr diesen Besuch und seine Veranlassung überhaupt verzeihen?

Vor dem Anklopfen kam ein letztes Zögern über sie ... Es war doch viel schwerer, was sie jetzt da vorhatte, als sie es bis zur Minute geahnt ...

Aber nun gab es kein Zurück mehr. Und es durfte auch ein solches nicht geben ... Klarheit, Klarheit! ...

Gott sei Dank! Sie hatte den schweren Weg nicht umsonst gemacht. Er war daheim ...

Nein, unmöglich! Sie kam zu ihm?

Er starrte sie wie eine Erscheinung an. Grenzenlose Überraschung, halb Furcht in den Augen. Sie mühte sich umsonst um ein Lächeln, das ihn beruhigen sollte. Ihr Gesicht blieb unentwegt ernst. Und so ernst und gemessen sagte sie nun auch: „Es handelt sich mit meinem Kommen um keine Erwiderung Ihres Besuches, Herr Kollege. Betrachten Sie ihn also nicht als eine Angelegenheit der Höflichkeit, sondern sehen Sie in ihm das Erfüllen einer bitteren Pflicht."

Er nickte, nicht wissend, warum er das eigentlich tat. Vielleicht von einem dunklen Ahnen veranlaßt. Vielleicht nur aus einer Leere seiner Gedanken her. Er trat zur Seite und gab ihr den Weg in die bescheidene Enge seines Sprechzimmers frei. „Bitte sehr! Ich stehe zu Ihrer Verfügung!"

Ein bitteres Wehtun schnitt in ihr Herz, als ihr die Dürftigkeit, das Unwirtliche des Raumes zu Gesicht kam. Eine Studentenbude pflegte wohnlicher eingerichtet zu sein ...

Aber was bedeutete jetzt die Umwelt! Lächerliche Nebensächlichkeit.

Er schob ihr seinen Schreibsessel, die einzige Sitzgelegenheit, die Anspruch auf Bequemlichkeit hatte, hin und bat, Platz zu nehmen. Einen zweiten Stuhl, wohl für seine Patienten bestimmt, denn außer diesem war keiner mehr vorhanden, stellte er für sich zurecht, ohne sich sofort zu setzen. Schwer auf die Lehne gestützt, blickte er Eva an.

„So, bitte, Fräulein Doktor", versuchte er zu scherzen. „Kommen Sie Ihrer bitteren Pflicht nach. Ihr Patient ist auf alles gefaßt."

Sie fand keine Möglichkeit, auf seinen heiteren Ton einzugehen. Er schien wirklich noch völlig ahnungslos. Es hatte sich wohl also noch niemand gefunden, der ihm das „Gerücht" ins Ohr geblasen. Und darum — wenn sie in dem von ihm herbeigeholten Bilde bleiben wollte — eine unsagbar schwere Konsultation.

„Ja, Sie müssen auch auf alles gefaßt sein", sagte sie mit schwer sich lösender Stimme. „Auf etwas ganz Ungeheuerliches, das ich, um Ihnen dies vorweg zu sagen, als eine Tatsache nicht glauben kann, sondern das ich als eine schmutzige, gemeine Verleumdung betrachte."

Eine kleine, flüchtig in Erscheinung tretende Unsicherheit kam über ihn ... Sollte sie ... Aber nein, woher sollte sie etwas wissen. Wer überhaupt hier in der Ferne wußte davon! Vielleicht, ja, das konnte sein, stand die „Verleumdung" im Zusammenhang mit vermutlich enttäuschten Hoffnungen der Wribbels, ging sie darauf hinaus, daß man ihm etwas Übles angehängt, das auf Beziehungen zu Veronika ging. Und sonst etwas? Er wußte wirklich nichts ... Aber wiederum würde sie sich doch nicht dazu hergeben, in läppischen Weibergeschichten aufklärend eine Rolle zu spielen. Er richtete sich in die Höhe und lächelte verbissen. „Verleumdung ist wohlfeil. Sie wird auf allen Märkten gehandelt. Für diese Ware besteht immer rege Nachfrage ... Aber, bitte, welche Verleumdung säuft über mich um? Wir wollen doch zum Ziele kommen."

Fortsetzung (fogt)

Junge Liebe

Erzählung von Andre Baron Foelckersam

Schon über eine Stunde gingen sie nebeneinander im Dunkel der Anlagen spazieren. Sie konnten sich nicht sehen, der Mond stand hinter niedrigen, dunklen Wolken. Zuweilen berührten sich ihre Schultern, dann fuhren die beiden erschrocken auseinander und sagten „Verzeihung!" Die Nacht war kalt und klar. Dann und wann strich ein leichter Wind durch die Bäume, die Blätter raschelten mit einem trockenen Geräusch, wie Papier.

Sie waren im Kino gewesen, zur letzten Vorstellung, und Lukas wollte das Mädchen nach Hause begleiten. Sie waren heute das erste Mal beisammen, obwohl sie sich von der Schule her schon lange flüchtig kannten. Nach dem Kino hatte Lukas das Mädchen in eine kleine Eisdiele eingeladen, die einzige, die jetzt offen war und wo es das beste Blaubeereis gab. Und wo niemand von der Schule anzutreffen war. Aber das hatte er ihr nicht gesagt. Im grellen Licht der Eisdiele hatten sie lange an einem der Marmortischchen einander gegenübergesessen und aus winzigen Glasbechern Eis gelöffelt. Der Rundfunk über der Lette schmetterte ununterbrochen durch den kleinen schmalen Raum, und man konnte sich schwer unterhalten. Sie saßen zwischen vielen fremden Menschen, und wenn sie sich verstohlen ansahen, wurden sie rot. Es war für beide neu und qualvoll und schön zugleich. Jetzt waren sie schon dreimal um die Anlagen gegangen und dreimal zur selben Stelle zurückgekommen, und sie merkten es nicht. Sie konnten sich nicht trennen.

Es war sehr still. Die Blätter raschelten unter ihren Schritten, und von den Bänken glomm zuweilen eine Zigarette auf, schimmerte undeutlich und verschwommen ein Kleid, kam leises Geflüster und verstummte. Sie kamen jetzt an einer Laterne vorüber, und Lukas sah seine Begleiterin an. Sie war um einen Kopf kleiner als er. Das fahle, grüne Licht der Laterne fiel auf ihr kurzes, blondes Haar; es schimmerte silbern, und ihr Mund stand dunkel und geheimnisvoll im blassen Gesicht. Eine wilde, beklemmende Zärtlichkeit überfiel Lukas. — „Ich werde nach Hause müssen", sagte das Mädchen. Lukas sah auf seine Armbanduhr. Die Zeiger leuchteten grünlich. Es war viertelzwei. „Es ist noch nicht mal ein Uhr", sagte Lukas. Er ging neben dem Mädchen, trug seine Schülermütze in der Hand und dachte angestrengt nach, was er jetzt sagen sollte, damit sie vergäße, wie spät es sei. Aber alles, was ihm einfiel, schien ihm dumm und nichtssagend und sentimental. Von weitem drangen zu ihnen die vagen und fernen Geräusche der nächtlichen Stadt; das helle und vereinzelte Hupen der Autos, das näherkommende und sich wieder entfernende Rattern der vorüberfahrenden Stadtbahnzüge. Unter den Bäumen war es ganz schwarz. Sie gingen unter ihnen entlang und kamen auf einen großen Rasenplatz hinaus. Die Wolken waren jetzt fort, der Mond stand hoch und weiß und rund am Himmel. Am anderen Ende des Rasens schimmerte hell eine Bank. Sie gingen quer über den Rasen auf sie zu. —

Eine Weile saßen sie schweigend auf der Bank. Am liebsten hätte er den Arm um ihre Schulter gelegt. Aber er wagte es nicht. Er dachte daran, daß er ganz allein mit ihr sein wollte, in einer schönen Landschaft, ohne Menschen, nur sie beide allein. Lukas versuchte das Mädchen nicht anzusehen. Und doch sah er, ohne eigentlich hinzusehen, von ihr Gesicht, Mund, Kinn, den zarten Ansatz des Halses. Er hatte nur den einen Gedanken: daß er sie küssen wollte. „Es ist riesig nett, daß du wirklich gekommen bist", sagte Lukas, und er fühlte sein Herz laut und hart im Halse schlagen. „Ich dachte, du würdest nicht kommen." — „Warum sollte ich nicht kommen, Lukas?" — „Ich weiß nicht", sagte Lukas. „Ich kannte dich eigentlich vom Sehen schon lange. Aber du hast mich nie gesehen." — „Ich hab' dich schon vor zwei Jahren gesehen", sagte sie. „Beim Eishockey gegen das Realgymnasium. Du hast das dritte Tor gemacht." — „Du warst damals da?" Lukas war ganz erfüllt von Dankbarkeit. Er mußte sich schnell eine Zigarette anzünden. „Magst du?" — „Nein, danke." Für beide hatte es bis heute noch keine Nacht gegeben, die so geheimnisvoll, so schön, so unwirklich war. Alles, was sie einander sagten, auch die belanglosesten Dinge, hatten heute einen tiefen und geheimnisvollen Sinn. Sie waren beide sehr jung. Sie waren zum ersten Male verliebt. „Wollen wir gehen, Lukas?" — „Gehen wir", sagte Lukas. Sie gingen weiter.

Von fern schlug eine Uhr. Sie blieben stehen und horchten. „Schon drei?" — Lukas wußte, daß sie an daheim dachte und daß sie Angst hatte. „Denk nicht an die Uhr", sagte er. — „Nein, ich denke nicht an die Uhr", sagte sie und lächelte. Lukas hörte sich sprechen, aber er verstand nicht, was er sprach. „Sieh den Baum", sagte sie plötzlich. Lukas sah hin. Mitten auf dem Rasen stand ein riesiger Baum. Er war vom weißen Mondlicht übergossen, reglos und versilbert und unwirklich stand er da. Lukas versuchte sie nicht anzusehen. Sie stand neben ihm, den Kopf leicht zurückgebogen. Lukas starrte sie an, ihren Mund, der geheimnisvoll und dunkel im blassen Gesicht stand. „Schön?" fragte sie, ohne den Kopf zu wenden. „Wunderschön", sagte Lukas, und er starrte sie an. „Komm, Lukas", sagte das Mädchen.

Sie gingen schweigend an dunklen Kanälen entlang, kamen an einen kleinen Teich. Sie standen nebeneinander am Geländer einer gewölbten Brücke und blickten hinunter, aufs reglose schwarze Wasser. Dann gingen sie weiter.

Sie waren schon viele Stunden unterwegs. Eine blasse, kaum wahrnehmbare Helligkeit, von der man nicht wußte, woher sie kam, lag über den Anlagen. Der Mond, noch vor kurzem hoch am Himmel, stand jetzt tief hinter den Bäumen; er berührte fast die Erde. Nun waren sie die ganze Nacht spazierengegangen, und er hatte sie kein einziges Mal geküßt. Lukas war müde und niedergeschlagen. Er fror. Alles schien ihm plötzlich anders, alles Schöne war fort. Und obwohl er sich hundertmal hintereinander sagte, daß er sie wahnsinnig liebe, fing er an, daran zu zweifeln. Er fühlte sich mit einem Male fremd und einsam und trostlos.

Der Himmel war jetzt fast grau, von einer zarten und farblosen Helligkeit. Sie schien ruckweise, hinter den Bäumen her zu kommen. Allmählich wurden die Umrisse deutlicher und schärfer, Gras und Bäume begannen Farbe anzunehmen. Die Bänke waren jetzt leer. „Es wird hell", sagte Lukas. Sie gab keine Antwort, stand blaß und verfroren neben Lukas, und er sah, daß sie vor Kälte zitterte. „Du frierst", sagte Lukas höflich. — „Nein, ich friere nicht." — „Ich sehe aber, daß du frierst", wiederholte